

Keine Gedanken an Flucht

Wie Nigerianer ihrem Land helfen wollen

Das erfolgreiche Engagement einer deutschen Hilfsorganisation trägt auch in Zeiten von Migration in Nigeria Früchte.

Über eine staubige Buckelpiste fährt ein Teil des Teams von RedAid Nigeria rund zwei Stunden in den Nachbarstaat Anambra nach Adazi, wo es im katholischen St. Joseph-Krankenhaus freudestrahlend begrüßt wird. Dr. Okechukwu Ezeakile, Arzt und Berater, wird vom Verwaltungsleiter Kenneth Okafur schon erwartet. Der Austausch liegt dem Priester sehr am Herzen. Patientenakten werden gelesen und Pläne für neue Schulungen der Mitarbeitenden erstellt. Das schönste für Priester Kenneth ist, so sagt er, wenn die Patienten nach der Behandlung ein Lächeln zeigen. In St. Joseph werden vor allem Buruli Ulcer-Patienten behandelt.

Unser Ziel ist es, im Zuge des Lokalisierungsgedankens zunehmend Kraft und Kapazitäten in die Projektländer zu verlagern und Verantwortung in nationale Hände zu legen. In Nigeria ist uns das mit RedAid Nigeria in Enugu geglückt“, betont Patrick Georg, Vorstandsvorsitzender der Deutsche Lepra- und Tuberkulosehilfe (DAHW). Die Hilfsorganisation und ihr erfahrenes Team mit Sitz in Würzburg hat das geschafft, was unter erfolgreicher Entwicklungszusammenarbeit verstanden wird. Langfristig und nachhaltig sollen Hilfsprogramme vor Ort umgesetzt werden, mit lokalen Kräften und Expertinnen und Experten sowie Monitoring und bedarfsgerechter Unterstützung von der DAHW in Deutschland.

Heimtückische Krankheit

„Die Krankheit Buruli Ulcer bricht meistens vor dem 15. Lebensjahr aus“, sagt Chirurg Iloka Evaristus und begrüßt den zwölfjährigen Isaac Olson im Krankenbett. Der weint heute viel, denn er hat Sehnsucht nach seinen Schulfreunden, die er schon lange nicht mehr gesehen hat. Der Junge leidet unter Blutarmut, ist stark unterernährt und sein rechtes Bein trägt einen Vollverband.



Die junge Nneka Ukonkwo hat einen langen Leidensweg hinter sich. Sie verdankt dem St. Joseph-Krankenhaus Hoffnung und Zuversicht.

Foto: Ludwig

„Mit starken Schwellungen und einem offenen Bein kam er vor zwei Wochen zu uns“, erklärt Dr. Evaristus. Isaac war vorher bereits in einem anderen Krankenhaus näher an seinem Zuhause gewesen, doch dort konnte ihm keiner helfen. „Das St. Joseph-Krankenhaus ist spezialisiert auf Buruli Ulcer“, ergänzt Evaristus, „wir begannen gleich mit der Behandlung.“ Generell umfasst sie Hauttransplantationen aber auch Amputationen. Unterstützend werden Physiotherapie, Gesundheitsaufklärung und Nachsorge gemacht.

Buruli Ulcer fällt unter die sogenannten Vernachlässigten tropischen Krankheiten (NTDs) und betrifft vor allem Kinder und Jugendliche. Wie sich die Betroffenen infizieren ist noch immer ein Rätsel. Experten vermuten stehende Wasser, mit denen sie in Berührung kommen sowie Armut und damit einhergehende mangelnde Hygienemöglichkeiten. Genau wie Lepra wird Buruli Ulcer als „Krankheit der Armut“ bezeichnet und trägt daher auch den Namen „die kleine Schwester der Lepra“.

Isaacs Vater steht an seinem Bett und versucht, den jüngsten Sohn zu

trösten. Ein Familienmitglied ist während der ganzen Behandlungszeit dabei. Das gilt für alle Patienten. Erst als Schwester Rita Ajaero den Jungen umarmt, versiegen die Tränen. „Die Kinder bleiben oft monatelang im Krankenhaus und verlieren den Anschluss an Schule und Freunde zuhause“, erzählt sie. Isaac blickt auf sein verbundenes Bein als wäre es ein Fremdkörper. „Wir werden ihn wohl noch ein halbes Jahr hier behalten müssen, Hauttransplantationen stehen an, und er muss kräftiger werden“, ergänzt Dr. Evaristus. „Buruli Ulcer zerstört das Le-

ben unserer Kinder. Gerade in dem Alter, in dem sie ihre Zukunft noch vor sich haben, schlägt die Krankheit unbarmherzig zu.“

Auch Stigmatisierung und Ignoranz machen den Patienten zu schaffen. Heißt es nicht allzu oft, dass ein Fluch auf ihnen liegt? Die jungen Leute fühlen sich hilflos und wissen nicht, wie ihnen geschieht“, sagt der Chirurg. „Ich möchte ihnen helfen, sich wieder in die Gesellschaft und auch in die Familie zu integrieren, aber angesichts der Ausgrenzung ist das schwer.“ Er erinnert daran, was aus den jungen Leuten werde, welche Berufe sie ausüben könnten, wenn die Krankheit ihr Leben nicht zerstören würde. „Ich glaube an meine Patienten und helfe ihnen, so gut ich kann. Ich sage oft, dass ich sie in zehn Jahren wiedersehen möchte, denn ich will wissen, was aus ihnen geworden ist.“

Schmerzvolle Jahre

Die zwölfjährige Nneka Ukonkwo sitzt auf ihrem Krankenbett und deutet auf ihr behindertes Bein. Auch das bringt die Krankheit mit sich: Deformationen meist an Hän-

den, Armen und Beinen. Erstmals kam sie 2018 in die Klinik, krabbelnd auf allen Vieren. Es folgten schmerzvolle Jahre mit Operation, Hauttransplantationen und Physiotherapie. Jetzt kann sie aufrecht laufen, aber an ihrem rechtes Bein werden die Auswirkungen der Krankheit für immer zu sehen sein. „Zum Glück konnten wir bei Nneka eine Amputation verhindern“, sagt Dr. Evaristus. Jedoch erschweren ein Knochenbruch und unerklärliche Schwellungen ihre Heilung. Mit ihrer Mutter Theresa ist sie heute zur Physiotherapie gekommen.

Alle Behandlungen sind in St. Joseph kostenlos, genau wie Bettwäsche und Aufbaunahrung. RedAid Nigeria unterstützt die kirchliche Einrichtung dabei. Für manche Eltern ist es nicht einmal möglich, auf eigene Kosten anzureisen, da die Familien Hunderte von Kilometern entfernt leben. Transportkosten werden übernommen und die Unterrichtseinheiten für Kinder bei Langzeitaufhalten. Nneka lächelt und drückt sich an ihre Mutter. Sie weiß, was sie dem Krankenhaus und seinen Mitarbeitenden verdankt. „Später möchte ich gerne Krankenschwester werden, am liebsten hier in St. Joseph“, sagt sie leise.

Schwester Rita versorgt die Wunden der jungen Patienten. „Das zeigen wir auch den Eltern oder Familienmitgliedern, denn Sauberkeit und Hygiene sind dabei das Wichtigste. Jeder und jede wird einmal entlassen und dann muss auch zuhause für die richtige Behandlung gesorgt werden.“ Die Betreuenden wissen, was dann für eine Mammut-Aufgabe auf sie zukommt. Sie profitieren von dem Know-How der Krankenschwester. „Die Arbeit hier ist mein Leben“, sagt die Dienstälteste der Schwestern schlicht. Seit zehn Jahren widmet sie ihre Zeit dem Krankenhaus und seinen Patienten. „Meine Leidenschaft für die Kranken und Stigmatisierten ist immens, so kann ich die Liebe für meinen Beruf am besten beschreiben.“

Regina Pere hat das Bett im Nebenzimmer. Auch bei ihr schauen Dr. Evaristus und Schwester Rita vor-



Kenneth Okafur, Priester und Verwaltungsleiter von St. Joseph in Adazi.
Foto: Ludwig

bei. Mit ihren 32 Jahren ist die vierfache Mutter eine Ausnahme unter den Patienten. Doch der Ausbruch von Buruli Ulcer auch bei ihr beweist, dass es jeden und jede treffen kann. „Mein letzter Ausweg war St. Joseph. Vor zwei Monaten kam ich hier mit einem offenen und blutigen linken Bein an“, sagt sie kaum hörbar. „Es gab keine schützende Hautschicht mehr und die Knochen lagen teilweise frei“, erklärt Dr. Evaristus. Regina Pere weiß, dass sie sich viel zu spät behandeln ließ. „Ich hatte solche Angst vor einer Amputation“, begründet sie ihr Zögern. Sie kann es nach der langen Zeit im Krankenhaus kaum erwarten, noch vor Weihnachten nach Hause zurückzukehren.

Keine Fluchtgedanken

Um der Armut und den Krankheiten zu entfliehen, machen sich viele Landsleute auf den langen und beschwerlichen Weg in ein vermeintlich besseres Leben in Europa oder anderswo. Pfarrer Kenneth Okafur hat dafür klare Worte: „Ich bleibe hier, zum einen, um meinem Land zu helfen, zum anderen weil ich keine Vorteile sehe. Wir sind es, die unsere Heimat verändern und verbessern können. Mein Land zu verlassen ist für mich nicht erstrebenswert, denn ich würde hier fehlen.“

Sabine Ludwig

Die jungen Patienten und die Arbeit der DAHW in Nigeria können Sie unterstützen durch Ihre Spende: <https://www.dahw.de/spenden-helfen.html>

Mehr Sensibilisierung notwendig

Philologen- und Jugendverbände warnen vor Gender-Verbot

München (epd). Der Bayerische Philologenverband (bpv) ist gegen ein hartes Gender-Verbot an Schulen. Dieses wäre nicht zielführend, da dadurch eher eine Polarisierung in der Schulgemeinschaft drohe, teilte der bpv-Vorsitzende Michael Schwägerl mit. Ministerpräsident Markus Söder (CSU) Söder hatte in seiner Regierungserklärung vor dem bayerischen Landtag gesagt: „Mit uns wird es kein verpflichtendes Gendern geben, im Gegenteil: Wir werden das Gendern in Schulen und Verwaltung sogar untersagen.“

Schwägerl sagte weiter, dass sich der Philologenverband dafür einsetze, dass in bayerischen Schulen sorgfältig mit der deutschen Sprache umgegangen werde. „Das bedeutet, dass man offen für neue Formen ist, die zum Beispiel Frauen und Männer gleich behandeln.“ Solche neuen Formen dürften aber nicht vorschnell eingeführt werden. Zunächst müsse sich die Sprechergemeinschaft dahinterstellen und es müsse ein klares Regelwerk entstanden sein. Sprache ändere sich immer wieder und es sei wichtig, diese Veränderungen zu verstehen und kritisch zu betrachten. Schwägerl gab auch zu bedenken, dass Schülerinnen und Schüler mit Migrationshintergrund und mangelnden Deutschkenntnissen eine klare Orientierung bräuchten. „Wer noch mit den drei grammatischen Geschlechtern und den richtigen Artikeln der deutschen Sprache kämpft, braucht keine zusätzlichen Schwierigkeiten.“

Kritik von Jugendverbänden

Auch die Bayerischen Jugendverbände gehen hart mit Ministerpräsident Markus Söder (CSU) ins Gericht. Es sei sehr schädlich, wenn queere Jugendliche sprachlich nicht inkludiert würden, sagten Lukas Hollering und Kora Hackl vom Vorstand des Jugendnetzwerks Lambda Bayern in München bei der Vorstellung der ersten queeren Jugendstudie Bayerns. Gerade an Schulen gebe es viel Diskriminierung. Söders Aussagen zeigten, wie wenig er und die CSU Inklusion mitdenken würden.



Ministerpräsident Markus Söder hat in seiner Regierungserklärung ein Genderverbot angekündigt. Verbände kritisieren das: Durch Gendern werde niemandem etwas weggenommen. Im Bild ein Kleiderhaken in einer Sakristei für Pfarrerinnen und Pfarrer.
Foto: pa

Das Jugendnetzwerk Lambda Bayern e.V. ist der Dachverband der LSBTIQA-Jugendgruppen in Bayern. LSBTIQA steht für: lesbisch, schwul, bisexuell, transgender/transsexuell, intersexuell, queer und asexuell. Söder hatte in seiner Regierungserklärung nicht nur ein Genderverbot in Schulen und Behörden angekündigt, sondern die Notwendigkeit des Gendern angezweifelt: „Haben wir denn keine anderen Probleme in Deutschland, als dass wir uns damit beschäftigen müssen?“

Auch der Präsident des Bayerischen Jugendrings (BJR), Philipp Seitz, übte Kritik an Söder und seinem angekündigten Gender-Verbot. Die bewusste Verwendung von Sprache sei sehr wichtig, weil durch Sprache die gesellschaftliche Vielfalt zum Ausdruck gebracht werde. „Für uns ist klar: Wir werden weiterhin gendern.“ Dominic Frohn, wissenschaftlicher Leiter am Institut für Diversity- & Antidiskriminierungsforschung, sagte, dass er die Diskussion ums Gendern nicht verstehe. Denn durchs Gendern werde niemandem etwas weggenommen.

Laut der Studie ist die große Mehrheit der queeren jungen Menschen in Bayern schon mal wegen ihrer Geschlechtsidentität diskriminiert worden. Etwa neun von zehn Befragten hätten angegeben, mindestens einmal Diskriminierung erlebt zu haben. Mehr als die Hälfte seien an Schule und in der Öffentlichkeit diskriminiert worden, rund

ein Viertel in Gesundheitseinrichtungen oder in religiös-spirituellen Gruppen, 18 Prozent bei der Arbeit und zwölf Prozent bei Polizei, Justiz und Behörden. Zudem seien das Wohlbefinden und die Resilienz von jungen LSBTIQA-Personen deutlich niedriger als bei Gleichaltrigen in der Allgemeinbevölkerung.

Die Antworten machten klar, welche enorme Bedeutung spezifische Angebote der Jugendarbeit für LSBTIQA-Personen hätten, sagte der BJR-Queer-Beauftragte Patrick Wolf. Viele empfänden ihre LSBTIQA-Jugendgruppe als Schutzraum, wo sie sicher vor Diskriminierung seien und gleichaltrige queere Jugendliche trafen. Das helfe ihnen, eine positive Identität zu entwickeln. Von daher müsse nicht nur die Selbstorganisation von queeren Jugendlichen gestärkt werden, sondern es brauche auch eine landesweite Koordinierungs- und Fachstelle für queere Jugendarbeit.

Frohn sagte, dass sich queere Jugendliche mehr Sensibilisierung zu queeren Themen wünschten, etwa in Schule, Arbeit und Behörden. Mit der Studie stehe erstmals eine belastbare Datenbasis zur Verfügung, um die Lebenssituationen und Bedarfe queerer junger Menschen in Bayern genauer zu durchleuchten und konkrete Handlungsempfehlungen für Politik und Jugendarbeit zu entwickeln, sagte BJR-Präsident Philipp Seitz. Die vollständige Studie erscheint 2024.